

HEYNE <

Zum Buch

Als Stefanie Zweig mit dem Schreiben ihres ersten Afrikaromans *Ein Mund voll Erde* begann, hielt sie Vivian, die mit ihrem Vater auf einer Farm im Hochland von Kenia lebt, allenfalls für eine Seelenverwandte. Schon bei der Abfassung des ersten Kapitels merkte sie allerdings, dass die Vergangenheit sie einholte. Das Mädchen Vivian, das von der Schönheit Afrikas geprägt wurde, war sie selbst.

Stefanie Zweig hat den Roman komplett überarbeitet und durch die große autobiografische Erzählung *Vivian* ergänzt. Dort schildert die Autorin, wie tief ihre Wurzeln noch immer in der roten Erde Afrikas stecken, weshalb sie in ihren Träumen immer unter den Schirmakazien von Kenia sitzen wird, und wie sie auf der Suche nach den geliebten Menschen ihrer Kindheit die Farm in Ol'Joro Orok wieder fand.

Zur Autorin

Stefanie Zweig wurde 1932 in Leobschütz (Oberschlesien) geboren. Im Jahr 1938 zwang die Verfolgung der Nationalsozialisten die jüdische Familie zur Flucht nach Kenia. Dort wurde der Vater, ein Jurist, der schlecht bezahlte Angestellte auf einer Farm im Hochland. Seine Tochter hat Kenia nie vergessen können. Ihre Romane *Nirgendwo in Afrika* und *Nur die Liebe bleibt* schildern diese Zeit. Nach der Rückkehr 1947 nach Frankfurt, die Stefanie Zweig in dem Roman *Irgendwo in Deutschland* schildert, zog ihre Familie schon bald in das Haus in der Rothschildallee. Ihre Bücher stehen wochenlang auf den Bestsellerlisten, erreichen eine Gesamtauflage von über sieben Millionen Exemplaren und wurden in sechzehn Sprachen übersetzt.

Mehr über Stefanie Zweigs Romane finden Sie am Ende des Buches.

Stefanie Zweig

VIVIAN
UND
EIN MUND VOLL
ERDE

WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN

Für meinen guten Freund Wolfgang



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967
Das für dieses Buch verwendete FSC®-zertifizierte Papier
Holmen Book Cream liefert Holmen Paper, Hallstavik, Schweden.

Vollständige Taschenbuchausgabe 10/2013
Copyright © 2001 by Langen Müller in der F.A. Herbig
Verlagsbuchhandlung GmbH, München
Copyright © 2013 dieser Ausgabe by Wilhelm Heyne Verlag, München in
der Verlagsgruppe Random House GmbH

Printed in Germany 2013

Umschlaggestaltung: Nele Schütz Design unter Verwendung von
dreamstime /© Chris Kruger

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pöbneck

ISBN: 978-3-453-40919-4

www.heyne.de

Vivian

Die Farm in Ol' Joro Orok, auf der kurz vor dem Zweiten Weltkrieg zwei Kinder unterschiedlicher Hautfarbe und Kultur eine lebenslange Freundschaft mit einem Mund voll Erde beschworen, lag dreitausend Meter hoch am Fuße des Mount Kenya. Selbst betagte Wunder der modernen Technik brauchten damals noch Bedenkzeit, bis sie zu den Hütten mit den grasbedeckten Dächern gelangten. Ehe meine Eltern auf die Farm kamen, hatten lediglich sechs Männer und keine einzige Frau ein Radio spielen hören. Und nur Kimani, der zwei Jahre in Nairobi bei einem indischen Geschäftsmann gearbeitet hatte, kannte einen Fotoapparat. Der von meinem Vater faszinierte die Menschen noch mehr als das Radio. Vor allem war das zu der Kamera gehörende Album eine Sensation – nicht nur, weil die Häuser auf den Fotos mehrstöckig waren und die Menschen vorwiegend dicke Mäntel und Strickmützen trugen, sondern auch, weil jedes der Bilder aus Deutschland als ein immer wieder begehrteter Beweis diente, was der auf den ersten Blick so unscheinbar wirkende schwarze Kasten zu leisten vermochte.

In Unkenntnis der Folgen fotografierte mein Vater in der ersten Woche auf der Farm meine Mutter mit einem irischen Wolfshund in Kalbsgröße, seine fünfjährige Tochter inmitten von drei in löcherige Decken gehüllten und zwei

nackten Buben vom Stamm der Kikuyu und schließlich den Hausgenossen Owour samt Gehilfen mit einer erlegten Schlange. Ein solcher Kardinalfehler konnte nur einem Mann aus Deutschland passieren, der keine Ahnung von den Bedürfnissen, Begierden und Rivalitäten der phantasievollen Menschen hatte, deren Leben er und die Seinen fortan teilen sollten. Als nämlich der Film entwickelt und die Fotos zur Besichtigung freigegeben wurden, setzte ein nimmer endender Wettbewerb um die Gunst des naiven Fotografen ein, den man unermesslich reich und mächtig dünkte. Alle, vom greisen Viehhirten bis zu den Kindern, die noch keine Backenzähne hatten, wünschten sich ein eigenes Bild – eine von Kopf bis Fuß auf das eigene Ich eingestellte Aufnahme ohne störenden Baum, lästigen Berg oder ein vom Hauptsubjekt ablenkendes Tier. Ein solches Bild hätte den glücklichen Besitzer nicht nur unabhängig von einem Spiegel gemacht, den ohnehin kaum ein Mensch auf der Farm besaß, sondern Tag für Tag seinen Stolz und sein Prestige genährt. Ein eigenes Porträt wäre von Freund und Feind als der unübersehbare Beweis von Wichtigkeit und Auserwähltheit anerkannt worden.

Tatsächlich war nur einigen wenigen Buhlern um die Gunst des Fotografen der Erfolg vergönnt. Ohne vom Recht am eigenen Bild zu wissen, verlangten die Beglückten dennoch ihre Fotos bei der ersten Besichtigung, trugen fortan die Dokumente, die von Ausdauer und Ruhm zeugten, ständig bei sich und zeigten sie mit dem Besitzerstolz von Siegern, die nach Jahren des Kampfes mit unerwartet wertvoller Kriegsbeute heimkehren. Unwiederholbare Freude einer Minderheit, dieses verlockende Spiel!

Die unglückliche Mehrheit ging zum Kummer aller Beteiligten leer aus. Der weiße Zauberer mit der Kamera lebte

nämlich, was den Männern, Frauen und Kindern von Ol' Joro Orok freilich nicht auffallen konnte, in miserablen wirtschaftlichen Verhältnissen. Er brauchte seinen gesamten Verdienst für das Schulgeld seiner Tochter und wäre nie auf die Idee gekommen, auch nur einen Shilling für einen Film auszugeben.

Durch die Lebensumstände der Emigration wurde folglich der Fotoapparat ebenso rasch zweckentfremdet wie der übrige Teil des aus Deutschland mitgebrachten Hausrats. In den zehn afrikanischen Jahren meiner Familie diente die Kamera abwechselnd als Briefbeschwerer, als der Beweis, dass man bessere Tage erlebt hatte und wieder solche erhoffte, und als Stuhl für einen elternlosen kleinen Pavian. Zu der Zeit, da die in »Ein Mund voll Erde« erzählte Liebesgeschichte zwischen dem Mädchen Vivian und dem Jungen Jogona spielt, stand der Apparat auf dem Fensterbrett im größten Raum des Hauses. Dort konnte ihn jeder sehen, kein noch so geschickter Dieb ihn aber wegtragen, ohne dass man ihn seinerseits gesehen hätte. Nicht nur ich folgte dem väterlichen Vorbild und sprach von der »Leica«. Das vokalreiche Wort mundete besonders gut in der Suaehlisprache. Sobald die Rede vom Reiz der Bilder war, ließen sich die beiden fröhlichen Silben so oft wiederholen, wie dem Erzählenden geboten schien, ohne dass die Kehle Schaden nahm.

Die Leica war Anfang der dreißiger Jahre gekauft worden. In den Vierzigern, da nichts von den Lebensplänen, Wünschen und Illusionen geblieben war und die Erinnerungen immer melancholischer wurden, hatte die Kamera für uns keinen materiellen Wert mehr, dafür einen überaus hohen ideellen. Gerade ihre Nutzlosigkeit verkörperte das Verlorene und Unwiederbringliche. Der Fotoapparat war das

Hochzeitsgeschenk einer unverheirateten Tante für meinen Vater gewesen und mit der Bitte überreicht worden, der Neffe möge sie in Berlin an seinem Familienleben in der Provinz teilhaben lassen.

Im ersten Jahr seiner Ehe hatte der junge Neffe seine lachende Frau in einem Schlitten auf der Hochzeitsreise im Riesengebirge, vor dem Breslauer Rathaus und beim Einzug in die erste eigene Wohnung fotografiert, später sein einjähriges Töchterchen vor einer Geburtstagsstorte, mit einem Lorbeerkranz auf dem Kopf und den stolzen Großeltern. Abgelichtet wurden der erste Klient der Anwaltspraxis in Leobschütz, die Hausangestellte unter einem blühenden Apfelbaum und Hakenkreuzschmierereien auf den Schaufenstern eines Breslauer Weißwarengeschäfts. Unmittelbar vor der Auswanderung wurde das Grab der Mutter auf dem jüdischen Friedhof in Gleiwitz fotografiert, einen Tag danach das väterliche Geburtshaus in Sohrau in Oberschlesien. Es muss ein heller Tag gewesen sein. Jeder Buchstabe auf dem Schild »Zweigs Hotel« glänzte in der Sonne.

Die weiß umrandeten Bilder steckten alle in einem Album mit einem grauen Lederrücken. Unter dem Foto aus Sohrau stand geschrieben »Mein Vaterhaus. Leb' wohl für immer!«. Das Ausrufezeichen hat mir als Kind sehr viel mehr imponiert als das stattliche Gebäude und der Hinweis auf den Pferdewechsel im neunzehnten Jahrhundert; der dicke Punkt unter dem Ausrufezeichen erschien mir symbolisch für jenen Reichtum, von dem die Eltern besonders sehnsuchtsvoll sprachen, wenn sie mich schlafend wähten. Die weiße Fototinte verstärkte meine Vermutung, dass besagter Reichtum wohl nicht allein Schnee im Winter, einem neuen Hut im Frühjahr, Würstchen mit Sauerkraut und schlesischen Mohnklößen galt.

In der Zeitspanne, die die Eltern als »Emigration« und ich als »Zuhause« bezeichneten, wurde die väterliche Theorie immer intensiver in die Praxis umgesetzt, dass »arme Leute ein gutes Gedächtnis und keine Fotos brauchen«. Nutzlos wurde die Leica dennoch nicht. Es war ein spontaner Einfall Jagonas, der nicht nur für sein hoch geschätztes monatliches Salär den Hunden Futter kochte, sondern von seinem Naturell her ein inniges Verhältnis zu Tieren hatte, den Fotoapparat dem kleinen Pavian Toto zu überlassen – die Ausmaße entsprachen dem zierlichen Körper des Äffchens. Es war eine von Totos Lieblingsbeschäftigungen, zum Fenster hinauszustarren und vorbeifliegende Webervögel anzukeifen. Waren seine Kehle trocken und die Augen erschöpft, spielte er mit der kleinen silbernen Schnalle vom Riemen des Apparats. Toto, den mir unser Nachbar Luis de Bruin zu meinem achten Geburtstag geschenkt hatte, wurde selten gestört. Es gab absolut keinen Grund, den jüngsten Hausgenossen von seinem Fotohocker zu werfen, denn fast jeder ins Visier genommene Fototermin entpuppte sich bei kritischer Überprüfung als eine finanzielle Belastung, die einem Emigranten mit geringem Einkommen nicht zustand. In der Schlussbilanz stellte sich dann heraus, dass zwei Filme mit je zwölf Aufnahmen für zehn Jahre Leben gereicht hatten.

Ein Breslauer Fotograf schickte uns die sehnsüchtig erwartete Anleitung und chemisches Zubehör zur Entwicklung von Filmen, seine Frau das erbetene Rezept, um Sauerkraut einzulegen. Das kulinarische Experiment wurde vorzeitig abgebrochen – nach einer geborstenen Porzellanschüssel und dem Auffinden von zwei toten Ratten. Die Fotos waren alle gelblich statt schwarzweiß und sahen aus, als wären sie der intensiven Mittagssonne des Hochlands ausgesetzt

worden. Dennoch wurden diese kümmerlichen Zeugnisse des afrikanischen Lebens in das feine Album mit den dicken Pappseiten zu den Erinnerungen aus Breslau und Oberschlesien gesteckt. Später reisten die Bildchen in den Kisten, die einst von Hamburg nach Mombasa gelangt waren, nach Nairobi, und in der schwülen und feuchten Luft vergilbten sie noch mehr; die nun in königsblauer Tinte geschriebenen Bildunterschriften mussten einmal im Monat nachgezogen werden.

Wann immer meine Eltern vom Abschied von Afrika sprachen, suchte ich Trost in den Fotos der Farm. Dabei wurde mir von Mal zu Mal bewusster, dass die Vergänglichkeit am gründlichsten auf unsere visuellen Erlebnisse einprägt. »Du bist sehr klug«, pflegte ich dann Owours Weitsicht der frühen Tage zu bestaunen.

»Nein«, wehrte der Freund aus Ol' Joro Orok in einer für ihn sehr atypischen Bescheidenheit ab, »der Koch deiner Mutter ist nicht klug gewesen. Es sind deine Augen, die klug geworden sind.«

Mit diesem regelmäßig wiederholten Dialog konnten wir die Würze der Vergangenheit genießen und gleichzeitig unsere Fähigkeiten prüfen, die Tage aus der Dunkelheit hervorzuholen, die nicht mehr waren – auf dieser umständlichen Ausdrucksweise bestand Owour, sobald von Ol' Joro Orok die Rede war.

An einem Tag ohne Wolken und Wind, im flirrenden Licht der Mittagsstunde hatten wir zusammen unter einem Affenbrotbaum gegessen und zwei Dik-Diks im Gebüsch beobachtet, die immer enger aneinander rückten. Bald warfen sie nur einen einzigen Schatten.

»Jetzt sind die Tiere zusammengewachsen«, sagte Owour. Er hielt seine Hände vor mein Gesicht und lachte. Ganz leise.

»Welche Tiere?«, kicherte ich zurück, »du lügst. Ich sehe noch nicht einmal einen Dik-Dik. Und was ich nicht sehen kann, gibt es nicht. Das hast du mir vor langer Zeit gesagt.«
»Dein Kopf muss lernen, eine gute Kiste für die Bilder zu werden, die du bis zu dem Tag nicht verlieren willst, an dem dich die Hyänen holen werden«, belehrte mich Owour.
»Wir fangen«, freute er sich, »heute an, den ersten Nagel in das Holz deiner Kiste zu schlagen.«

»Wo soll ich Nägel finden? Du hast auch noch nie etwas von einer Kiste gesagt. An keinem Tag ist deine Zunge in den Wald gelaufen, um Holz für eine Kiste zu suchen.«

»Ich habe sehr oft von der Kiste gesprochen, die deine Augen bauen müssen. Aber du bist ein Kind gewesen und hast auf deinen Ohren geschlafen. Jogona sagt, du schläfst immer noch auf deinen Ohren.«

»Aber nicht auf den Augen«, wehrte ich mich, »ich schlafe schon lange nicht mehr auf meinen Augen.«

»Dann ist ja alles gut, Memsahib kidogo«, beruhigte mich Owour. Er schob die Zunge langsam zwischen die Zähne, als müsste er sich in Acht nehmen, sich nicht an seinen Worten zu verschlucken. Er mochte die Ausdrücke der Kolonialzeit nicht und gebrauchte die gängige Anrede für ein junges Mädchen aus Europa nur dann, wenn er spotten wollte, doch das begriff ich erst, als ich nicht mehr mit ihm über sein feines Sprachempfinden reden konnte.

Ab dem Tag mit den Dik-Diks im Gebüsch begannen der listige Lehrer und seine eifernde Schülerin, methodisch Gespräche und Bilder zu speichern und in regelmäßigen Abständen ihre Erinnerungen zu vergleichen. Einer von uns beiden dachte, alles wäre nur ein Spiel. Jahrzehnte später – bei meiner ersten und erregendsten Heimkehr nach Kenia – beobachtete ich eine Gruppe von Touristen:

Kaum einer, der die vorbeiziehende Elefantenherde und den Kilimandscharo im Hintergrund nicht fotografierte. Als eine Elefantenkuh laut lockend nach ihrem Kälbchen rief und es auf noch unsicheren Beinen auf sie zulief, setzte ein Mann fluchend seine Kamera ab und zischte: »Psst«.

In diesem Moment hörte ich Owours belustigte Stimme so deutlich, als würden wir immer noch in der Mittagsglut unter dem Affenbrotbaum von Ol' Joro Orok sitzen. Bestimmt hätte er die Leute mit der Kamera vor dem Gesicht weiße Affen genannt. Bilder im Kopf zu speichern war für Owour, der ja nicht lesen und schreiben konnte, wahrscheinlich eine Art, Tagebuch zu führen. Auch meine Chronik war bald reich illustriert. Er hatte das bessere Gedächtnis für Dialoge, für unbedeutende Streitereien, alltägliche Grotesken und die großen Katastrophen, ich für das Gelächter und die Witze der Männer auf den Feldern, den Duft der Hunde in der ersten Nacht des großen Regens und die Farben der jungen Flachsblüten im Mittagslicht.

Der mit hungrigen Augen geernteten Bilderflut von Ol' Joro Orok erging es nicht wie den Fotos im Album. Mochte sich die Welt unter dem Himmel Europas verändern und bei ständig steigendem Tempo aus den Fugen katapultiert werden, mochten später Hoffnungen verwelken, die Liebe sterben und danach auch die Menschen, denen diese Liebe gegolten hatte, die afrikanischen Erinnerungen verloren nie ihre Farbigkeit. Weder erloschen die sanften Pastelltöne noch das flammende Rot der Buschfeuer. Jedes Bild aus dem gesegneten Hochland am Fuße des Mount Kenya hatte sich in mein Gedächtnis geätzt. Es trotzte grauen Wintertagen, depressiven Herbststimmungen und dem Schock, den das kriegsgeschundene Trümmerdeutschland bei unserer Rückkehr auslöste. Noch heute lassen nördliche Frühlingswon-

nen und südliche Sommerfülle mein Herz unbewegt, wenn ich zuvor nicht die Gedanken vor »Owours Souvenirs« schütze. Dann geschieht es, dass sich das Bild einer rosa Wolke von Flamingos am Nakurusee vor einen tatsächlich blühenden Apfelbaum schiebt.

»Der Schnee hier ist nicht so schön wie zu Hause«, mäkelte ich als Fünfzehnjährige in meinem ersten deutschen Winter, »Schnee gehört doch auf einen Berg und nicht unter Autoreifen.«

»Du wirst ein Leben lang ein unlogisches Kikuyuweib bleiben«, fauchte mein aufgebracht Vater, der zum ersten Mal erlebte, dass seine Tochter ihre Zunge nicht sorgsam genug gehütet und von Afrika als Heimat gesprochen hatte.

Obwohl noch ohne Lebenserfahrung, empfand ich schon damals seine Kritik als den ironischen Hinweis auf den Umstand, dass uns im Leben letztendlich die meisten Wünsche erfüllt werden, allerdings am falschen Ort und zur falschen Zeit. Denn am Vorabend meines siebten Geburtstags hatte ich tatsächlich Mungu, den Allmächtigen von Ol' Joro Orok, gebeten, meine Haut so schwarz zu brennen wie Jgonas Brust und mich zu einer respektierten Kikuyufrau mit einer großen Hütte und vier Töchtern zu machen. Als nun der ungerechte Vergleich zwischen dem ewigen Eis auf »meinem« Mount Kenya und dem matschbraunen deutschen Großstadtschnee zu einer der seltenen Meinungsverschiedenheiten zwischen Vater und Tochter führte, wohnten wir seit acht Monaten in Frankfurt. Schon in den ersten vierzehn Tagen meines postafrikanischen Seins hatte ich indes begriffen, dass nichts mehr so sein würde wie in meinem ersten Leben – schon gar nicht die Begriffe Heimweh, Heimat und Verlust. Ich hatte die drei Worte, von denen ich bereits als Kind gefunden hatte, sie führten

zu nichts als Verdruss und Schmerz, zehn Jahre lang immer wieder gehört, jedoch nicht wirklich verstanden und dann noch jedes Mal falsch interpretiert. Inmitten von Afrikas geduldigen, gelassenen Menschen mit ihrer ansteckenden Heiterkeit hatte ich nämlich angenommen, nur melancholische Väter aus Deutschland litten an der Sehnsucht nach der verlorenen Heimat. Dass dieses Drama – bei vertauschten Rollen – ebenso deren Töchtern widerfahren konnte, hatte ich in dem Schicksalsmoment begriffen, als das Schiff nach Southampton im Hafen von Kilindini ablegte.

»Sie haben meine Wurzeln abgeschlagen«, erzählte ich Owour in den schlaflosen Nächten, in denen ich mich, ohne aufzufallen, auf unsere gemeinsame Sprache besinnen durfte. Der Getreue hatte indes seit dem Suezkanal nicht mehr geantwortet, obwohl mir in Frankfurt niemand die Zuvorsicht hätte rauben können, dass er mich hören konnte. Mein Vater war so entschlossen zu glauben, er könnte von dem Augenblick an, da er deutschen Boden betrat, die zehn Jahre seines von den Nazis gestohlenen Lebens nachholen, dass ihm weder Trümmer und Hunger noch Kälte den Mut und die Illusionen nahmen. Meine Mutter hat ein Leben lang das Sprichwort vom Spatz in der Hand und der Taube auf dem Dach zitiert; sie hatte sich sehr gesträubt, Kenia zu verlassen, wurde allerdings, wie sie später äußerst anschaulich zu erzählen pflegte, von Mungu verzaubert, »der zehn Jahre lang nichts für mich getan hat«. Sie war noch keine vier Stunden in Frankfurt, als sie in einer Hotelhalle über das Gepäck eines amerikanischen Besatzungssoldaten stolperte. Der starrte meine schimpfende Mutter ein paar Sekunden lang erschrocken an, erblasste und schloss sie schluchzend in die Arme. Er hieß Willy, war Sergeant und ein Vetter zweiten Grades sowie ein Verehrer aus ihrer

Tanzstundenzeit. Als er hatte auswandern müssen, hatte sie ihn von Breslau zum Schiff nach Hamburg begleitet. Dass Sergeant Willy bei dem herzklopfenden Wiedersehen just auf dem Rückweg nach New York war und nun seiner Kusine in Frankfurt nur noch mit zwei Tafeln Schokolade und drei Päckchen »Lucky Strike« beim Start in der Fremde helfen konnte, hat den mütterlichen Glauben an das gute Omen nie geschmälert.

Mein kleiner Bruder hatte es noch leichter, sich in Frankfurt einzuleben. Bei der Ankunft gurgelte er auf dem Bahnsteig ein Wort, das Kenner als »Misuri« hören konnten und das auf Suaheli gut, schön, herrlich oder zufrieden bedeutet. Max war, als er im zerschossenen Frankfurter Hauptbahnhof dieses Urteil über seine künftige Heimatstadt fällte, ein Jahr und drei Tage alt und noch nicht der Sprache seiner Kikuyu-Kinderfrau entwöhnt. (Es dürfte kaum eine Sprache geben, die Babys so gewogen ist wie Suaheli.)

Weil auch für mich Deutsch eine fremde Sprache war, verlangte es mich noch jahrelang in sehr unpassenden Augenblicken nach Heimatklang, nach den vollen Vokalen und den weichen Konsonanten des Suaheli. Sie schmeicheln der Kehle, zerreiben Ärger und machen fröhlich. Ich sehnte mich nach den listigen Wortschöpfungen, die mehr als eine Bedeutung haben und von demjenigen, der sie zu interpretieren hat, Intelligenz, Flexibilität, Humor und einen früh ausgeprägten Sprachsinn fordern. Das gleiche Verlangen hatte ich nach den so lange als selbstverständlich empfungenen Botschaften der Natur, nach dem schmetternden Rufen der Hähne bei Tagesanbruch, dem Klagen der hungrigen Hyänen in den ersten Stunden der Dunkelheit und dem Kreischen der Paviane aus dem Wald, der am Rande »unseres« Flachsfeldes begann. Es blühte als Erstes nach

der Regenzeit, und Jogona hatte einmal behauptet, das wäre, weil Mungu uns beiden mit jeder Blüte einen Brief schriebe.

»Aber du kannst sie nicht lesen«, höhnte er, »deine Augen brauchen ein Buch, damit sie sich nicht bewegen.«

»Mungu«, wehrte ich mich, »hat mir geschrieben, dass dein Mund ein Schloss braucht.« Es war eine der seltenen Gelegenheiten, da der Freund der frühen Jahre selbst nach langem Suchen keine ihn befriedigende Antwort fand. Seitdem bemühe ich mich um die Sprache der Blumen, doch ohne Jogona fehlen Duft und Würze.

Redeten die Menschen Europas mit Stimmen, die ich als zu hell und schrill empfand, gedachte ich wehmütig des Echos von lustvoll gegen den Berg geschleuderten Rufen. Immer wieder geschah es, dass mich in der Stille einer Bibliothek oder mitten bei einer Klassenarbeit das laute Gelächter der Männer von Ol' Joro Orok erreichte. Dann sah ich die Klugen unter dem Sternenhimmel um das Feuer sitzen und hörte sie von Dingen sprechen, die ich erst Jahre später begreifen sollte.

»War es bei dir auch so?«, fragte ich in einem unbedachten Moment meinen Vater.

Ohne mich anzuschauen, denn wir wussten, dass wir vom Schmerz der zurückgehaltenen Tränen sprachen, und wir schämten uns voreinander, erwiderte er: »Und wie! Die Nächte sind schlimmer als die Tage.« Keiner von uns beiden hat sich je wieder so weit in den Abgrund der Wahrheit gewagt. Es ist eine uralte Geschichte – nur neu für den, dem sie zum ersten Mal widerfährt. Wer das Land verlassen muss, das er liebt und von dem er sich geliebt wähnt, kann auf die Frage nach seiner »Heimat« nie mehr unbefangene Antwort geben.

Auf dem Weg ins Erwachsenenalter war es nur die Farm, die ich nicht vergessen konnte. Heute, mehr als ein halbes Jahrhundert danach, umschlingt mich ganz Kenia. Zwar war das Land mir nur zehn Jahre lang Heimat, die übrige Zeit Traum, Illusion und eine nie gestillte Sehnsucht nach Vertrautheit und Geborgenheit, doch diese zehn Jahre haben gereicht, um mich für Europa untauglich werden zu lassen. Nur mit den Menschen in Kenia kann ich lachen, wie ich als Kind lachen konnte, und lese ich von ihrer Armut oder erlebe ich auf Reisen ihre Not, leide ich mit meinen schwarzhäutigen Geschwistern zwischen Mombasa und Kisumu mehr als mit anderen Völkern.

Ich habe erlebt, dass im Deutschland der Nachkriegszeit die Trümmer geräumt wurden, man in Frankfurt die Brücken reparierte, neue Straßen baute, Plätze umgestaltete, den Häusern Dach und Gesicht wiedergab und schließlich die Wolkenkratzer hochzog. Die Stadt wurde mir vertraut und irgendwann gar ein kleines Stück Heimat, doch stets hat es mich, sobald ich dem Herzen und nicht dem Hirn folgte, zurück in die Vergangenheit gezogen. Der Pfad, der dorthin führt, ist nur schmal. Mag er von Geröll zugeschüttet, von Gras bewachsen werden, ich sehe ihn auch in der Dunkelheit und stolpere über keinen einzigen Stein.

In Ol' Joro Orok war ich die »Memsahib kidogo« gewesen. Das heißt die kleine Memsahib. In Nairobi nannten sie mich »Memsahib kijana«, also die junge Memsahib. Heute ist die Anrede »Memsahib« für weißhäutige Damen in Kenia ein sprachlich vergessenes Relikt aus der Kolonialzeit und nur noch Geschichte. Schon am Flughafen von Nairobi begrüßen die gastfreundlichen Bewohner der Stadt die Frauen aus der Fremde mit dem wärmenden Wort »Mama«. Wer ihre Sprache kennt, weiß allerdings, dass man in

meinem Alter eine »Mzee« ist. So eine Mzee kaut nicht nur länger als die Jungen auf dem Fleisch herum, sieht graue Schatten und denkt zu viel an die Zeit, als ihr die Beine jederzeit gehorchten und die Finger nicht steif waren. Eine Mzee ist lebenserfahren und weise. Sie käme nie auf die Idee, sich im Alter die Sünden der Jugend abzugewöhnen. Deshalb sitze ich an guten Tagen immer noch auf dem weichen, schwarzen Moos am Waldrand und sehe die Glück verheißenden schwarzen Colibusaffen mit wehenden weißen Bärten im Geäst der Baumgiganten schaukeln.

»Deine Augen haben sie gefangen, das ist genug«, belehrte mich Owour, als ich elf Jahre alt war und mir wünschte, nur ein einziges Mal im Leben einen Colibusaffen zu streicheln. Ein wesentliches Kriterium seiner Philosophie hatte Owour seiner gläubigen Schülerin allerdings nicht verraten, als er sagte: »Der Kopf muss lernen, eine gute Kiste für Bilder zu werden.« Zu detailgetreue Erinnerungen sind besonders brutale Sadisten. Sie peinigen den, der nicht zu verdrängen gelernt hat, noch mehr als die von der Nostalgie vergoldeten Verirrungen des Gemüts. Bilder, die nicht die Patina der Zeit ansetzen dürfen, befehlen mit ihren scharf gebliebenen Konturen den früh Entwurzelten, sich auf die Suche nach ihren Anfängen zu begeben. Wahrscheinlich führten deshalb alle meine Versuche in eine Sackgasse, die Menschen von Kenia, ihren schlagfertigen Witz und ihren lebensprallen Humor, die entwaffnende Pfiffigkeit und ihre bewegende Liebeshwürdigkeit aus meinem Gedächtnis zu verbannen. Kaum, dass ich in Deutschland angekommen war, erinnerte ich mich zu oft der alten Geschichten; ich hörte das ohrenschmeichelnde Suaheli und den lebensprallen Gesang der arbeitenden Männer und Frauen auf den Schambas so deutlich, als würde ich unter dem Affenbrot-

baum auf dem kleinen Hügel sitzen, von dem aus morgens die Augen auf Safari gingen und abends noch nicht heimgekehrt waren. Trotzdem tadelte mich Jogona, weil er es immer getan hatte: »Du schläfst auf deinen Ohren.«

»Du redest von den Tagen, die nicht mehr sind«, brüllte ich dann zurück.

Bei der letzten Silbe fing Jogona meistens zu lachen an. Wenn es ihn zu sehr genierte, dass er gesprochen hatte, ohne seinem Kopf die Ruhe zu gönnen, die gute Arbeit nötig hat, spuckte er ins hohe Gras. Das war schon lange vor seiner Beschneidung seine Art gewesen, zur Wahrheit zurückzufinden, ohne einen Irrtum mit Worten eingestehen zu müssen.

Im Verlauf der Jahre kannten die Tage, die nicht mehr waren, immer weniger Pardon, und erst recht nicht die Fragen, die ohne Antwort blieben. In melancholischen Stunden waren sie nur unwillkommene Eindringlinge; in den depressiven Stimmungen, zu der die Jugend neigt, waren die nicht mehr zu lösenden Rätsel aggressive Wiederholungstäter. Sie stahlen mir die Ruhe und raubten mir selbst dann die Zufriedenheit, wenn es mir schließlich doch einmal gelang, nicht gegen die Welt Europas aufzubegehren. Was war aus Owour, dem Behüter und Mentor meiner Kindheit geworden, dem Freund der Familie, dem gescheiterten und phantasiereichen Retter aus jeder Not? Was aus Jogona, der am Tag nach seiner Beschneidung von der Farm weggegangen und nie mehr zurückgekehrt war? Der erste Gefährte meines Lebens war nie ein Kind wie andere gewesen; als Mann hat so einer dann gewiss nicht vergessen können, was gewesen war. Wer las ihm, der nie eine Schule besuchen durfte, den Brief vor, den ich ihm als Achtjährige schrieb? Jedes Mal, wenn ich aus dem Internat auf die Farm heimkehrte, zog er



Stefanie Zweig

Vivian und Ein Mund voll Erde

Taschenbuch, Broschur, 224 Seiten, 11,8 x 18,7 cm
ISBN: 978-3-453-40919-4

Heyne

Erscheinungstermin: September 2013

Eine Liebe in Afrika

Die Farm am Fuße des schneebedeckten Mount Kenya bedeutet für Vivian Heimat, der Kikuyujunge Jogona ist ihre erste Liebe. Von ihm lernen ihre Augen sehen, die Ohren hören und der Mund schweigen. Damit Jogona ihr treu bleibt, berührt sie sein Gesicht mit dem Ziegenhaar, das ihr ein Mediziner gegeben hat. Um die Freundschaft vor dem Gott Mungu zu beschwören, schlucken die beiden Erde. Ihr harziger Duft wird Vivian ein Leben lang begleiten – genau wie Jogona.



Der Titel im Katalog